

DER KNOPF ZUR WELT

Markus Grimberg

## Der Knopf zur Welt

Eine Geschichte vom  
Anderssein

münstermann 

© 2017 Klaus Münstermann Verlag  
Osnabrücker Str. 125, 49477 Ibbenbüren

[www.muenstermann-verlag.de](http://www.muenstermann-verlag.de)

Satz: Klaus Münstermann Verlag  
Druck: Druckerei Gräuler, Ibbenbüren

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-943084-40-5

# Vorgeplänkel I

Für Anja, die mir Zoe geschenkt hat,  
und ohne die diese Geschichte  
nicht die geworden wäre,  
die sie ist.

Phantasie ist wichtiger als Wissen, denn Wissen ist begrenzt.  
*Albert Einstein*

Du bist dort, wo deine Gedanken sind. Sieh zu, dass deine  
Gedanken da sind, wo du sein möchtest. *Rabbi Nachman von  
Bratzlaw*

Wir halten das Wort üblicherweise für den Schatten der Wirk-  
lichkeit, für ihr Abbild. Richtiger wäre die umgekehrte Behaup-  
tung: Die Wirklichkeit ist der Schatten  
des Wortes. *Bruno Schulz*

## Vorgeplänkel II

Es gibt Menschen, die machen dies und das beim Lesen, der Phantasie sind da keine Grenzen gesetzt. Ich mag die Kombination aus Lesen und Musik hören. Da DER KNOPF ZUR WELT schon während des Schreibens immer auch als Film durch meinen Kopf spazierte und ein solches Road-Movie nicht ohne Musik auskommt, empfehle ich denjenigen, die meine Vorliebe teilen, die folgenden Titel zum Buch:

Interpret: Titel (Album)

Saturday Sun: In Your Head (Orixé)

Elephant Micah: Slow Time Vultures (Where In Our Woods)

Hayden: Orange Curtain Light (Hey Love)

Joshua Radin: Cross That Line (Wax Wings)

Dhafer Youssef: Birds Canticum »Birds Requiem« Suite (Bird Requiem)

Gabriel Rios: Young Gods (This Marauders Midnight)

Scott Matthew: Ruined Heart (This Here Defeat)

Asaf Avidan: Gold Shadow (Gold Shadow)

Jennifer Castle: Remembering (Castlemusic)

Element Of Crime: Damals hinterm Mond (Damals hinterm Mond)

Jeff Beadle: Single Mothers, Single Fathers (Where Did We Get Lost)

Julie Blanche: Deux Visages (Julie Blanche)

Colleen Brown: Direction (Direction)

Villagers: Courage (Darling Arithmetic)

Sophie Zelmani: All About You (Soul)

Passenger: Bullets (Whispers)

Nobodaddy: The Fly (Longing For Flight)

Adam Barnes: Green (The Land, The Sea & Everything Beneath)

## 1. Dann also Abmarsch

Eines Tages, ich sitze gerade bei Tisch und weiß nicht wirklich, was ich so esse, da sagt er: Muss das sein. Ich weiß, dass das eine Frage ist, und ich habe keine guten Erfahrungen mit Fragen gemacht. Wer fragt, frage ich mich, und schon hat mich die Fragerei am Wickel. Für einen Moment denke ich, Chris sitzt neben mir, bis mir einfällt, dass Chris nicht neben mir sitzen kann, denn er ist fortgegangen, vielleicht vor zwei oder fünf Jahren. Aber natürlich habe ich weiterhin für ihn gedeckt, ich kann ja nicht wissen, wann er wiederkommt, er hat nicht einmal *Auf Wiedersehen* gesagt. So wie ich auch für Papa und Mama gedeckt habe. Ich soll mich an den Gedanken gewöhnen, dass sie nicht wiederkommen, hat Tante Gertrud heute Morgen gesagt, die seitdem den Haushalt macht. Aber es gibt Gedanken, an die will ich mich nicht gewöhnen. Und dass ich einfach Zeit brauche, wie sie sagt, glaube ich kaum. Ich mache mir nichts aus Zeit. Denn wenn es etwas gibt, das ich im Übermaß habe, dann ist das Zeit. Zeit und vielleicht Geduld. Die ganze Zeit ist eine Qual, wenn man die Geduld nicht hat.

Ich esse weiter, irgendetwas mit Bohnen, denke ich verwundert, denn ich mag keine Bohnen. Sie haben etwas von einer Patronenhülse. So einer leeren Patronenhülse, wie ich sie auf dem Boden finde, als Papa sich in den Kopf geschossen hat. Der Rest der Patrone ist wie ein Gedanke durch Papas Kopf geschossen, hinein und wieder hinaus und dann in die Wand. Ich habe ein Bild davor gehängt, ich glaube, es ist von Picasso und zeigt eine Frau und einen Stier. Von Kunst verstehe ich nichts, aber mir scheint, das gleiche lässt sich über Picasso sagen. Aber immer

noch besser als der Rest der Patrone und das, was sie hinterlassen hat. Das Loch. Die Fragen.

Immer noch nicht genug, fragt er weiter. Ich schaue mich um, gucke in den Schrank, der unschuldig zu Boden sieht und hebe schließlich die Tischdecke, um einen Blick darunter zu werfen. Keiner da. Einer Frau, mit der du kaum ein Wort gewechselt hast, schaust du doch auch nicht einfach unter den Rock, oder. Nein, antworte ich wahrheitsgemäß. Man darf nämlich nicht lügen. Selbst wenn ich eines Tages das Bedürfnis danach habe, so werde ich es dennoch nicht tun. Das Lügen, fragt er. Das Unterdens-Rock-Schauen. Denn ich, wenn ich eine Frau wäre, würde es vielleicht auch nicht wollen. Warum also bei mir, fragt er. Bedeute ich dir weniger als eine Frau.

Ähm, sage ich wie alle Leute, wenn sie nicht weiter wissen, und in dieser Beziehung bin ich ziemlich normal. Ich wundere mich nur ein wenig, dass ich mich nicht mehr wundere. Denn im Wundern macht mir eigentlich keiner was vor. Ich meine, diese Art von sich wundern, die jeder hat, wenn er zur Welt kommt. Zum Schreien. Oder die Wunder, die man jeden Tag erleben kann. Und irgendwann hört das dann auf, wenn man normal ist. Wächst sich langsam aus. Bei mir irgendwie nicht. Das sind die Gene, sagt der Arzt, der kein Doktor ist, sondern Professor. Der muss es wissen, sagt mein Papa vor der Geschichte mit der Bohne und lange vor Picasso. Wenn ich Professor geworden wäre, hätte ich Picasso untersucht. Ich glaube, dem haben die Gene übel mitgespielt.

Ähm. Ist das alles, fragt er. Nein, antworte ich. Der Rest der Antwort ist noch unterwegs, irgendwo in den Hundert Milliarden Nervenzellen meines Gehirns. Ich schätze, er ist vom Neocortex auf dem Weg zum Broca-Areal. Wenn wir jedoch Pech haben, ist die Antwort auf lange Zeit im Hippocampus hängen geblieben. Der ist bei mir etwas unterbelichtet. Schwer für die Antwort, sich darin zurecht zu finden. Ein kleines Licht als Orientierungshilfe

wäre wohl nützlich. Da ist aber kein Licht. Was ich sagen will: Der Verbleib der Antwort ist fraglich.

Die Antwort befriedigt mich nicht, wirft er ein. Das ist auch nicht weiter verwunderlich, gebe ich zu bedenken. Da ich nicht weiß, mit wem ich es zu tun habe, kann ich nur eine Antwort geben, die der Frage gerecht wird. Aber keine, die dem Frager –

Ich bin's, unterbricht er mich. Der Tisch. Aha, sage ich, das ist ja mal eine schöne Bescherung. Und was die Frage angeht, ob du mir weniger als eine Frau bedeutest, so lässt sich die Antwort aufgrund der Allgemeinheit einer Frau auch weiterhin nicht beantworten. Rosa, fragt der Tisch. Wie meinen, frage ich zurück. Die blödeste Antwort ist eine Frage, sagt mein Papa immer, bis ihn die Fragen umgebracht haben. Rosa, die Frau, sagt der Tisch. Ich kenne keine Rosa, die Frau. Ich kenne Rosa, die Farbe, aber ich mag sie nicht besonders. Sie sieht so unecht aus. Viola, fragt der Tisch, und als ich aufstehe, Wird's jetzt endlich. Mir wird das hier zu bunt, sage ich ein wenig ärgerlich, denn mit der Frage-rei reicht es mir jetzt wirklich. Ich gehe mal an die frische Luft.

Wenn die Dinge zu viel mit mir reden, gehe ich in den Garten. Hier ist man vor einem Gerede auch nicht sicher, aber wenn schon unbedingt einer mit mir reden muss, dann lieber eine Blume. Oder ein Bund Möhren. Die nämlich verlangen Wasser. Sollt ihr haben, sage ich und gieße ihnen einen ganzen Eimer voll über ihr grünes Haar. Nicht so viel, schreien sie, doch ich kümmerere mich nicht darum. Das dauernde Gemotze geht mir auf den Senkel, sage ich, wie Onkel Werner zu sagen pflegt.

Nach eingehender Untersuchung komme ich zu dem Schluss, dass ich schlechte Laune habe. Man kann das gut im Spiegel sehen, aber hier draußen habe ich keinen zur Hand. In einem drin merkt man es aber auch. Es sitzt nicht im Bauch, wie die anderen Sachen, sondern in der Brust und auch im Kopf. Im Gegensatz zur guten Laune fühlt es sich schlecht an. Und statt zu pfeifen, spuckt man in die Ecke wie ein Fußballspieler. Dabei

bin ich durchaus nicht mit dem falschen Fuß zuerst aufgestanden. Ich achte nämlich immer darauf, mit dem richtigen zuerst aus dem Bett zu kommen. Damit ich es nicht vergesse, habe ich an die Wand und an die Decke einen Fuß aufgeklebt. Natürlich keinen echten, aber fast. Ich habe Leonie gebeten, ihren nackten Fuß auf ein Blatt Papier zu stellen und dann habe ich den Umriss abgezeichnet. Leonie hat schöne Füße, aber ich habe mich nicht getraut, sie zu küssen. Die Füße. Erst später, als Leonie weg ist, habe ich das Blatt geküsst. Es riecht, wie ein Fuß riechen muss.

Leonie kommt zweimal die Woche. Sie ist vom Amt. Sie soll mir helfen, mein behindertes Leben in den Griff zu kriegen. Wir machen einen Plan, was ich bis zum nächsten Treffen machen soll, und das mache ich dann meistens nicht. Ich mag es nämlich lieber, wenn sie mich so ansieht, als würde die Welt gleich untergehen und versucht, mit mir zu schimpfen. Sie ist eine Nichte, was das Schimpfen angeht. Ich habe noch nie jemanden erlebt, der so schlecht schimpfen kann. Und das ist eine Sache, die mir so gut an ihr gefällt. Die andere sind ihre Finger. Sie hat die längsten Finger, die man sich vorstellen kann und an fast jedem Finger einen Ring. Den am Daumen, den habe ich ihr geschenkt, er passt leider nirgendwo sonst. Das ist doch super, hat Leonie gesagt. Die anderen Ringe passen an alle möglichen Finger, nur nicht an den Daumen. Jetzt ist der Daumen nicht länger unglücklich.

Ich wüsste nun gerne, was ich machen soll, aber außer den Möhren, den Blumen und dem Tisch ist keiner da, der es mir sagen könnte. Papa hat immer einen Rat. Auf der Erde leben sieben Milliarden Menschen, sagt er oft. Und du bist einer von ihnen. Nicht mehr und nicht weniger. Vergiss das nicht. Ich darf auch nicht vergessen, Mama eine Karte zu schreiben. Seit der Lochsache mit Papa ist Mama in einer Klinik. Es ist eine Klinik für Leute, die schreien oder über den Flur schlürfen oder immer so aussehen, als wären sie gestern gestorben. Mama gehört zu

denen, die schreien. Ich habe sie einmal besuchen dürfen, und jetzt nicht mehr. Weil ich auch geschrien habe. Ich dachte, sie würden mich dann ebenfalls dabehalten. Aber bei mir ist das normal, sagen sie. Für mich gelten andere Gesetze. Das macht es schwer, die ganzen normalen Regeln auch noch zu verstehen.

Seit Papa unter der Erde liegt und Mama in der Klinik schreit, bin ich oft traurig. Mir läuft dann Salzwasser aus beiden Augen. Es läuft neben der Nase und dem Kinn hinunter und fällt dann tropfenweise auf die Erde. Blumen mögen kein Salzwasser. Menschen mögen es auch nicht. Aber trotzdem sind viele Menschen traurig und es läuft viel Salzwasser viele Gesichter hinunter und dann bilden sich Meere wie die Nordsee. Haha, reingelegt, ich wette, ihr habt jetzt echt gedacht, dass ich das glaube. Ich versteh bloß nicht, warum es nicht Nordmeer heißt.

Die Leute glauben immer, dass Behinderte glücklich sind. Weil sie so viel lächeln. Dabei lächeln wir bloß, damit wir unsere Ruhe haben. Denn wenn wir nicht lächeln, kommt sofort irgendein Betreuer an und fragt, was denn los ist. Nix ist los, wir sind bloß traurig. Betreuer gibt's vor allen Dingen in der Behindertenwerkstatt. Die jetzt anders heißt. Man sollte sie aber Betreuerwerkstatt taufen. Wobei die Betreuer immer nur rumstehen, reden und Kaffee trinken. Die ganze Arbeit haben wir. Eine bescheuerte Arbeit dazu. Ich mache Knöpfe und Knäufe für Möbel. Damit ihr eure Kleidung zuknöpfen und die Tür von eurem Kleiderschrank aufmachen könnt. Vielleicht denkt ihr mal daran, wenn ihr morgen euren Kleiderschrank aufmacht, um ein Kleid oder eine Kleidung rauszuholen.

Da vorne, wo der Zaun ist, beginnt die große weite Welt. Da darf ich nicht rausgehen, es sei denn der Bulli von der Betreuerwerkstatt steht davor. In der Welt lauern viele Gefahren – hinter jedem Baum – und deshalb darf ich nicht in sie hineingehen. Ich frage mich, ob das ein Märchen ist. Denn immer, wenn ich mir die Bäume so angucke und auf die Gefahr warte, die dahinter



lauert, passiert überhaupt nichts. Nur einmal ist mir ein Ast auf den Kopf gefallen. Ich sehe nach oben, weil ich denke, vielleicht sitzt die Gefahr oben drauf und lacht sich schlapp über mich, als der Ast plötzlich abbricht und hinunterfällt. Ganz einfach so wie alles andere auch. Ich überlege, ob ich zur Seite gehen soll. Aber vor der Natur braucht man keine Angst haben, sagt mein Papa. Es sind die Menschen, die einem Angst machen. Entweder die Gefahr ist echt gut im Lauern oder ihr wollt mich veräppeln. Denn ich habe schon kapiert, dass ihr denkt, ein Spasti wie ich ist einfach zu blöd für die Wahrheit.

Ich habe gerade beschlossen, dass ich mir die Gefahr einmal ansehen werde. Gucken kostet ja nix. Und Tante Gertrud kommt sowieso immer erst auf den letzten Drücker. Soll heißen: kurz vor zu spät. Dann also Abmarsch.

## 2. Das Publikum klatscht Beifall

Hinter den Bäumen ist nix. Hinter den Bäumen ist wie vor den Bäumen, nur weiter weg. Wenn da wirklich eine Gefahr ist, dann keine, vor der ich mich fürchten muss. Meine Jacke, die so tut, als würde sie grundlos über dem Gartenstuhl hängen, ziehe ich trotzdem erst einmal an. Man kann ja nie wissen. Dass eine Jacke grundlos über dem Gartenstuhl hängt, glaube ich nämlich selbst dann nicht, wenn ich den Grund nicht finden kann. Was für ein blöder Grund.

Auf der Straße fahren Autos. Da muss ich aufpassen. Steht in dem Buch, das wir in der Schule hatten. *Paul will über die Straße gehen. Auf der Straße fahren Autos. Achtung, Paul, hast du nicht etwas vergessen?* Ich schaue nach links und nach rechts und noch einmal nach links. Aber im echten Leben fahren da überhaupt keine Autos. Nicht eines habe ich bislang gesehen. Vielleicht ist die Straße nicht echt. Aber woran erkennt man das.

Ich lege mich auf die Straße und rieche an ihr. Sie riecht ein bisschen so wie die Baustelle auf der Autobahn, wenn ich mit Mama und Papa in den Urlaub fahre. Ich weiß nicht, ob wir dieses Jahr in den Urlaub fahren. Das Auto ist nämlich nicht mehr da. Wegen der Schulden. Es kostet viel Geld, sich ein Loch durch den Kopf zu schießen. Vielleicht haben sich ganz viele Leute durch den Kopf geschossen und deshalb fahren keine Autos mehr, denke ich gerade, als ein Auto hupt und vor mir bremst. Ich mag diesen Krach nicht, er macht mir eine Gedankenunordnung in meinem Kopf. Was machst du denn da, schimpft der Mann, bei dem ich kein Loch in seinem Kopf entdecken kann.

Schimpfen mag ich auch nicht. Bist du verrückt. Die Straße ist wohl echt, sage ich, aber ich habe es erst nicht geglaubt. *Achtung, Paul, hast du nicht etwas vergessen?* Ich schaue nach links und nach rechts und noch einmal nach links. Dann steige ich auf den Bürgersteig. Auch wenn der Mann immer noch schimpft, fühle ich mich gleich viel besser. Jetzt nämlich bin ich ein Bürger. Einer wie ihr.

Ich gehe in eine Richtung, aber es ist nicht die Himmelsrichtung. Wenn man immer in den Himmel sieht, wie ich es gerne machen würde, dann läuft man irgendwo vor. Es ist nämlich so, dass auf dem Bürgersteig lauter Sachen rumstehen. Schilder zum Beispiel und Papierkörbe und Pfosten. Und manchmal auch Menschen. Ich finde, einer könnte mal aufräumen. Ein richtiger Saustall ist das, was ihr normalen Menschen hier auf dem Bürgersteig veranstaltet.

Jetzt fahren viel mehr Autos auf der Straße. Vielleicht ist gerade Feierabend oder sie treffen sich, um einen Rekordstau zu machen. Nee, Feierabend ist heute nicht, denn heute ist Sonntag. Ich werde mir den Stau einmal ansehen.

Auf der Ampel leuchtet ein rotes Männchen. Ich gehe trotzdem über die Straße. Das Männchen bedeutet: *Halt, stehen bleiben, Paul!* Ich bin nicht Paul. Ich bin total behindert. Da gelten andere Spielregeln.

Hier irgendwo muss auch das Internet sein. Die Datenautobahn. Im Internet kann man surfen. Und nackte Frauen angucken. Aber ich würde lieber Leonie angucken. Den ganzen Tag würde ich mir lieber Leonies Finger angucken. Das ist voll pervers, sagt mein Betreuer. Ein Mann guckt einer Frau zuerst auf die Titten und dann auf den Arsch. Okay, habe ich gesagt, ich werde es versuchen. Aber ehrlich gesagt, hat es mir nicht so wahnsinnig viel Spaß gemacht. Vielleicht weil ich behindert bin. Ich bleibe lieber pervers, habe ich beschlossen.

Jetzt bin ich im Zentrum von unserem Ort angelangt. Es ist ein Einkaufszentrum. Zum Glück ist verkaufsoffener Sonntag. Ich muss nämlich auf die Toilette, die nur zuhause Toilette heißt. In der großen weiten Welt heißt sie WC. Ein WC für Männer und ein WC für Frauen. Heute gehe ich mal bei den Männern. Die Bohnen liegen mir schwer im Magen. Das WC für Männer sieht anders aus als das WC für Frauen. Bei den Männern gibt es ein Pissbecken und manchmal auch eine Pissrinne. Das stinkt. Dort halten Männer ihren Schniedel rein, aber ich nicht. Ich pinkel lieber im Sitzen, weil das bequemer ist. Frauen haben keinen Schniedel, eine Laune der Natur, aber man scheint auch ohne ihn ganz gut leben zu können.

In die Trennwand hat jemand etwas reingeritzt:

Ich sitze hier am Scheißhausrand  
und rauche Peter Stuyvesant;  
ist das, was in die Schüssel fällt,  
der Duft der großen, weiten Welt?

*Ich hoffe nicht, armes Gedicht*, schreibe ich mit meinem Edding darunter. Dann sehe ich mir den Rest von dem Einkaufszentrum an. Aber zuerst fahre ich die Rolltreppen bis nach ganz oben und dann wieder hinunter. Es ist schade, dass man nirgendwo die Geschwindigkeit einstellen kann, denn ich würde gerne etwas schneller fahren. Nicht weil ich es eilig hätte, denn Zeit habe ich ja, sondern ganz einfach, weil es mehr Spaß macht.

In der ersten Etage schaue ich mir Damenunterwäsche an. Die ist für Frauen und sieht viel schöner aus als die für Männer. Zuhause darf ich sie nicht anziehen, aber jetzt bin ich ein freier Mann und nehme eine rote Unterwäsche mit in die Umkleide. Sie hat ein paar Löcher, steht mir dennoch ganz gut, aber den BH brauche ich nicht. Also hänge ich ihn zusammen mit meiner Unterhose wieder an den Haken. Vielleicht kann sie noch jemand

gebrauchen. Natürlich bin ich ein anständiger Kerl und weiß, dass ich jetzt bezahlen sollte. Aber da ich mein Portemonnaie vergessen habe, handelt es sich um ein Ding der Unmöglichkeit. Wenn ein Ding der Unmöglichkeit eintritt, muss man das akzeptieren. Man kann es nicht ändern, so sehr man es sich auch wünscht. Dass jemand mit einem Loch im Kopf noch einmal zur Tür hereinkommt, ist so ein Ding der Unmöglichkeit.

Als ich an der Kasse vorbeigehen will, stellt sich mir ein Mann in den Weg. Er hat einen Anzug an und breite Schultern und die Arme verschränkt und er lächelt nicht. Das alles zusammen ist kein gutes Zeichen. Es ist wichtig, dass man die Zeichen versteht, denn sonst erlebt man ganz schnell eine böse Überraschung. Wie bei einem Überraschungsei, auf dem *Überraschung* draufsteht und böser Plastikmüll drin ist, der unsere Umwelt kaputt macht. Und das, wo ich gerade dabei bin, mir unsere große weite Umwelt einmal anzusehen.

Wenn ich normal wäre, hätte ich jetzt zwei Möglichkeiten: Ich könnte fliehen oder kämpfen. Der Mann ist zu stark zum Kämpfen und ich bin zu lahm zum Fliehen. Und normal bin ich auch nicht. Da ich aber behindert bin, habe ich ein paar mehr Möglichkeiten. Narrenfreiheit, nennt man das. Ihr werdet gleich sehen.

Darf ich mal in Ihre Jackentaschen sehen, junger Mann, fragt der Mann, der auch nicht alt ist, aber eigentlich ist es keine Frage, weshalb er meine Antwort gar nicht erst abwartet. Nur wenn ich auch in Ihre sehen darf, antworte ich, während der Mann in meinen Taschen wühlt. Wag es, sagt der Mann, aber ich traue mich jetzt doch nicht. Wo hast du die Unterhose, hä. Na, wo hast du deine Unterhose, sage ich, hä. Kann sein, dass bei mir nicht alle Lichter an sind, aber der Mann hier tappt ja völlig im Dunkeln. Du hast sie angezogen, sagt der Mann und es klingt erstaunt. Das ist ja pervers. Ich bin gerne pervers, antworte ich. Ich mag Leonies –

Verschon mich mit deinen abartigen Phantasien, unterbricht mich der Mann. Unterbrechen ist unhöflich, sage ich. Auch noch große Klappe, was, sagt der Mann. Ich habe nicht den Eindruck, dass der Mann und ich uns gut verstehen. Es ist ein bisschen so, wie wenn man in Holland ist und die Menschen dort eine andere Sprache sprechen. Gleichwohl muss man sagen, dass der Mensch in Holland schöne Kanäle hat, die man Grachten nennt. Und riesigen Käse, so groß wie ein Wagenrad. Wie das Wagenrad in *Ben Hur*, das –

Du kommst jetzt mit, sagt der Mann. Gleichwohl muss man sagen, dass der Mensch hier vor mir nichts Schönes an sich hat. Ich werde also bestimmt nicht mit ihm kommen. Ich gehe nach Holland, sage ich. Du kommst jetzt mit, wiederholt der Mann und ergreift meinen Arm. Was für ein sturer Hund.

Es tut zwar nicht besonders weh, aber ich schreie trotzdem. Zum einen weil ich gut schreien kann. Zum anderen weil es manchmal hilft, wenn auch nicht immer. Bei Mama in der Klinik hat es nicht geholfen. Ein paar Leute schauen sich um, ich schreie noch einmal, damit es mehr werden. Jetzt bleiben die ersten stehen, das also ist das Publikum. Nicht drängeln, sage ich. Das Publikum will etwas geboten kriegen, also biete ich etwas. Der Mann allein ist nämlich ein schlechter Schauspieler. Du kannst so viel schreien, wie du willst, sagt er jetzt und lockert den Griff. Aber das hilft dir auch nicht weiter. Wollen wir wetten, sage ich, einen Euro. Der Mann antwortet nicht und ich schreie, so gut ich kann. Das ist diskriminierend, sagt ein Zuschauer. Sehen Sie nicht, dass der Mann behindert ist. Ich frage mich, woran er das erkannt hat. Meistens gebe ich mir ja Mühe, nicht so behindert rüberzukommen. Bestimmt liegt es am Schreien. Das macht man normalerweise nämlich nicht. Obwohl. Lassen Sie den Mann los, sagt ein anderer. Er hat Unterwäsche gestohlen, rechtfertigt sich der böse Mann. Gar nicht wahr, sage ich, ich habe meine Unterhose nur getauscht. Jemand lacht über einen

Witz, den ich leider nicht gehört habe. Es war kein besonders guter Tausch, verrate ich dem Publikum. Es waren Löcher drin. In meiner Unterhose aber nicht. Ich kann auch die Polizei holen, wenn dir das lieber ist. Es ist Wochenende, kläre ich den dummen Mann auf, da arbeitet kein Mensch. Doch, ich, sagt der Mann. Was denn, frage ich. Endlich führen wir ein normales Gespräch. So blöd kannst du doch gar nicht sein. Ich bin Kaufhausdetektiv. Man sollte sich nicht zu früh ein Urteil erlauben, denke ich. Den Tag nicht vor dem Abend loben. Die dunkle Nacht fängt immer gleich an, wenn ich den Tag doch vor dem Abend gelobt habe.

Was erlauben Sie sich eigentlich, schimpft eine Frau aus dem Publikum. Sie können den Mann doch nicht einfach so beschimpfen. Selbst wenn er etwas gestohlen hätte. Genau, bestätigt eine andere. Ich mache nur meinen Job, sagt der Bösewicht. Ich auch, sage ich. Ich mache Knöpfe und Knäufe für Möbel. Damit ihr die Tür von eurem Kleiderschrank aufmachen könnt. Vielleicht denkt ihr mal daran, wenn ihr morgen euren Kleiderschrank aufmacht, um eine Unterhose rauszuholen. Ein paar der Zuschauer lachen in meine Richtung. Ich sehe mich um, kann aber nichts Lustiges hinter mir entdecken. Einen Moment lang habe ich schon gedacht, der dumme Kaufhausmann hätte mir zwei Finger wie ein V hinter den Kopf gehalten, damit ich albern aussehe. Wobei das eigentlich überhaupt nicht lustig ist.

Ich muss jetzt gehen, sage ich. Menschen sind unglaublich anstrengend, eine Pause vom Menschsein täte mir gut. Tātātātā. Tatütata. Hiergeblieben, Freundchen, sagt der Mann, der nicht ein kleines bisschen mein Freund ist. Ich reiße mich los und will weiter in die große weite Welt gehen, bevor sie für heute ihre Pforten schließt, doch der Mann greift wieder nach meiner Jacke. Ich ziehe in die eine, der Mann in die andere Richtung. Das kann nicht gutgehen. Das geht auch nicht gut. Plötzlich macht es ein unschönes Geräusch und ich kann durch den Ärmel meiner

Jacke sehen. Das darfst du nicht, sage ich und spüre, wie wieder das Salzwasser kommt. Die Jacke hat mir mein Vater geschenkt. Er wird mir nie wieder eine schenken, das ist ein Ding der Unmöglichkeit, schreie ich, weil ich ärgerlich bin über das Salzwasser, das jetzt in Strömen fließt. Lassen Sie sofort den Mann los, sagt ein Zuschauer. Ja, lassen Sie den Mann los, sagt ein anderer, während die Zuschauer näher zur Bühne vorrücken, um besser sehen zu können. Der böse Mann, der meine Jacke kaputt gemacht hat, sieht sich hilflos um. Ich glaube, er hat Angst. Brauchst keine Angst haben, sage ich und nehme seine Hand. Doch der Mann macht sich los und geht eilig davon. Du schuldest mir einen Euro, rufe ich empört. Das Publikum hat seinen Spaß, ich aber nicht so richtig. Wir sind das Volk, sage ich meinem Publikum, verbeuge mich wie es sich gehört und winke zum Abschied. Das Publikum klatscht Beifall.

### 3. Jetzt muss ich aber unbedingt etwas essen

Draußen ist immer noch Sonntag, stelle ich enttäuscht fest. Wie die Zeit vergeht, sagen alte Menschen oft. Langsam, denke ich, aber vielleicht vergeht sie ja für alte Menschen schneller. Ich bin ja nicht alt, letztes Jahr bin ich einundzwanzig geworden, was noch kein Alter ist. Alter ist heutzutage erst mit siebzig, glaube ich.

Ich gehe mal da lang, denke ich, da sind nicht so viele Menschen. Es ist nicht so, dass ich Menschen nicht mag, Leonie zum Beispiel, aber sie sind auch ein bisschen viel. Ein bisschen viel reden und riechen und an einem rumzupfen. Am schlimmsten aber ist das Erwarten. Erwarten ist, wenn man nicht sagt, was man will und trotzdem beleidigt oder verärgert ist, wenn man es nicht bekommt. Von dir kann man nicht viel erwarten, sagen sie immer zu mir, und erwarten es doch. Ich habe nur meistens keine Ahnung, was. Vielleicht würde ich es sonst ja machen. Vielleicht aber auch nicht.

Wenn ich so weiter gehe, lande ich in der Natur. Ich mag Natur. Natur redet viel weniger, riecht viel besser und zupft nicht an mir rum. Aber vor allem erwartet sie nichts. Sie nichts von mir und ich nichts von ihr. Und trotzdem bekommen wir immer ganz viel voneinander wie bei einem Geschenk, mit dem man nicht gerechnet hat. Heute werde ich der Natur ein Gedicht schenken. Es heißt: *Perspektive in Not*. Ihr dürft es ausnahmsweise mitanhören, auch wenn ihr keine Natur seid. Es geht so:

Ein Baum ist ein Baum ist ein Baum,  
was glaubt ihr.  
Ein Traum ist ein Traum ist ein Traum,  
oh Baum, ich träume von dir.  
Ach wäre der Traum doch ein Baum und nicht umgekehrt

Die Natur ist heute ganz schön grün. Das letzte Mal, als ich Natur gesehen habe, war sie nicht so grün. Eher ein bisschen blass. Kränkelnd. Schön, dass es dir wieder besser geht, Natur.

Über mir fliegt ein Vogel. Man kann unschwer erkennen, nämlich leicht, dass es die Schwalbe ist, die noch keinen Sommer macht. Sie kommt jedes Jahr ein wenig zu früh. Unter mir ist jetzt ein Bach. Ich habe ihn zu spät bemerkt, weil über mir die Schwalbe ihren Sommer sucht. Macht aber nichts, ist ja nur Wasser. Ich ziehe meinen Schuh aus, tauche ihn in das Wasser und nehme einen Schluck. Es schmeckt wie Schuhwasser, was mich eigentlich nicht überraschen sollte. Tut es aber. Manchmal überraschen mich die Dinge am meisten, die genauso sind, wie ich es mir gedacht habe. Es ist dann fast so, als würde *ich* die Dinge und das, wie sie sind, bestimmen. Als wäre ich Gott oder sowas in der Art. Das ist mir unheimlich. Ich nehme noch einen Schluck Wasser, aber diesmal ohne den Schuh. Schmeckt gleich viel besser. Wasser ist das Blut der Erde, darum nehme ich nicht zu viel davon weg, damit die Erde nicht an Blutverlust zugrunde geht.

Der nasse Schuh macht jetzt ein schmatzendes Geräusch. Vielleicht schlürft er das Wasser aus meinem Socken. Oder er isst irgendetwas. Fressen und gefressen werden. In der Natur steht auch immer irgendetwas rum und es ist ganz schön unordentlich. Aber in der Natur muss das so sein, da stört es mich nicht. Die Natur ist Chaos und die Menschen sind Chaos, aber in meinem Zimmer und in meinem Kopf will ich Ordnung. Die Natur hat ihre eigenen Gesetze, die sind auch nicht immer leicht

zu verstehen. Das Schmatzen wird lauter. He, Schuh, lass das, man schmatzt nicht so laut! Der Schuh sagt irgendetwas, aber vor lauter Geschmatze versteht man kein Wort. Mit vollem Mund spricht man nicht, sage ich, bin aber nicht sicher, ob das auch für Schuhe gilt. Und wieder mal kein Betreuer da, den man fragen könnte.

Was, wenn der Schuh meinen Fuß frisst. Ich glaube nicht, dass Schuhe Füße fressen, denke ich, aber in meinem Kopf ist noch einer, der denkt und der denkt, *Und was wenn doch*. Blödsinn, sage ich, so etwas habe ich noch nie gehört. *Meinst du, sie würden es dir sagen*, sagt der andere. Warum nicht, halte ich dagegen. *Haben sie dir nicht auch gesagt, alles wird gut, als Papa das Loch und Mama das Schreien hatte*. Da ist was dran, denke ich. *Und bevor der Schuh dein halbes Bein aufgefressen hat, solltest du vielleicht einfach mal nachsehen. Nicht, dass ich deinem Schuh irgendetwas unterstellen will. Aber sicher ist sicher*.

Sicher ist sicher, denke ich und ziehe den Schuh wieder aus. Mein Fuß sieht so aus, wie ich ihn in Erinnerung habe. Vielleicht ein wenig schrumpeliger. Der Schuh hat eine Zunge, aber keine Zähne. Ich denke, mein Schuh ist Aquarier. Er trinkt bloß Wasser. *Na, dann hätten wir das ja geklärt*, sagt der andere und verschwindet wieder. Manchmal finde ich mich selbst so anstrengend, wie alle anderen immer sagen.

So langsam komme ich in ein Alter, wo man an die Zukunft denken muss. Kinder sind unsere Zukunft, also denke ich über Kinder nach. Ich hätte gerne acht, aber acht machen zu viel Krach, und Krach strengt mich so an. Also doch besser nur zwei, aber keine zwei, die Krach für acht machen. Also am besten acht, die Krach für zwei machen.

Leonie sagt, Kinderhaben ist eine große Verantwortung. Ich mag Verantwortung. Manchmal, wenn die Betreuer in Ruhe eine rauchen wollen, sagen sie zu mir, Einstein – sie nennen mich Einstein, obwohl ich gar nicht so heiße, weil ich immer gerne die

Zunge rausstrecke und vielleicht auch, weil ich über alles nachdenke – Einstein, wir müssen etwas Wichtiges besprechen, du hast solange hier die Verantwortung und passt auf, dass die anderen keinen Blödsinn machen. *Aye aye, Sir, sage ich und wenn sie endlich gegangen sind, rufe ich, Alles hört auf mein Kommando. Alle Mann an Deck, klar zum Ablegen*. Meistens geht die Meuterei dann viel zu früh los. Wie Captain Bligh auf der Bounty drohe ich mit tiefer Stimme: *Sollte zufällig einer von Euch die Unbesonnenheit begehen und einen Zwischenfall provozieren, so gebe ich hiermit das Versprechen, dass er den Tag noch verfluchen wird, an dem er geboren wurde*. Und wenn einer lacht und einer lacht immer, sage ich: *Sie dürfen es sich im Mastkorb gemütlich machen. Dort dürfen Sie so viel lachen, wie Sie wollen, da stört Sie keiner*. Wenn schließlich alles aus dem Ruder läuft und jeder macht, was er will, sage ich am Ende: *Das ihr nicht die richtigen Typen seid, um den Eingeborenen die Zivilisation zu bringen, ist mir klar*.

Die Betreuer haben irgendwann genug ihres Lebens in Rauch aufgehen lassen, zupfen an mir rum und klopfen mir auf die Schulter: Gut gemacht, Einstein, du bist der geborene Chef. Ich schlüpfte dann in die Rolle des Maats Fletscher Christian, der die Kokosnüsse gestohlen haben soll und sage: *Wir befinden uns alle im Gefängnis, machen wir uns doch nichts vor. Wir sind nur nicht eingeschlossen, wir sind ausgeschlossen*. Das finden die Betreuer witzig. Ich glaube, sie haben den Nicht-Witz daran gar nicht kapiert.

So langsam wird es hungrig in der Natur. Ich esse am liebsten Nudeln mit Pesto. Durch die Nudeln muss man durchgucken können und das Pesto muss rot sein. Gurken dürfen auch auf den Teller, ich mache ihnen dann ein Pesto-Gesicht. In letzter Zeit weinen die Gurken oft. Ich glaube nicht, dass man im Wald Nudeln mit Pesto bekommt, am ehesten Gurken. Aber das ist nur die halbe Miete.

Irgendwie habe ich die Richtung verloren und auch vergessen, wo ich eigentlich hin wollte. Beides zusammen macht dann egal. Egal, wo ich hingehe. Doch der Hunger in meinem Bauch macht jetzt Ärger, er randaliert. Dinge, die gar nicht da sind, werden in meinem Bauch hin und hergeworfen. Jetzt reicht es mir aber!

Manchmal frage ich mich, mit wem ich eigentlich die ganze Zeit rede. Selbstgespräche, sagt der Psychiater, sind relativ häufig anzutreffen. Solange da keine Stimmen sind, die mir sagen, was ich tun soll, ist alles im Lot. Dagegen lässt sich vieles einwenden. Ich habe etwas über für das Einwenden. Also gönnen wir uns den Spaß. Erster Einwand: Wenn ich mit mir selber reden würde, warum sollte ich dann *wir* oder *ihr* zu mir sagen. Zweiter Einwand: Da ich mich gut kenne, würde ich bei einem Selbstgespräch ganz anders mit mir reden. Zum Beispiel würde ich nicht sagen, *Da ich mich gut kenne, würde ich bei einem Selbstgespräch ganz anders mit mir reden*. Ich würde vielleicht sagen: Hey, Schatz – Schatz sagt man zu einem, der einem ganz viel bedeutet –, seit wann reden wir wie zwei Psychiater miteinander. Dritter Einwand: Natürlich höre ich Stimmen, die von meinem Papa zum Beispiel, der mir sagt, was ich machen soll: *Auf der Erde leben sieben Milliarden Menschen, und du bist einer von ihnen. Nicht mehr und nicht weniger. Vergiss das nicht*. Oder die von Paul aus dem Buch: *Paul hat viel zu tun. Er muss seine Hausaufgaben machen und sein Zimmer aufräumen. Aber Paul hat keine Lust. Das kann ich auch noch morgen machen, sagt er. Merk dir, Paul: Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen!* Wobei ich nicht ganz so oft mache, was Paul sagt, denn am Ende von dem Buch lebt Paul ein normales Leben. Ich werde aber kein normales Leben führen, auch wenn ihr das immer wieder behauptet. Ich werde ein total behindertes Leben führen, weil ich total behindert bin. Was versteht ihr daran eigentlich nicht.

Zum Psychiater muss ich regelmäßig, aber nicht weil ich so behindert bin. Regelmäßig ist alle vier Wochen am Montag. Eigentlich muss ich dahin wegen dem Aufsatz, den ich geschrieben habe. Auch wenn das schon zehn Jahre her ist. Oder so. Im Erinnern von Zeit bin ich eher mittelprächtigt. Gegen den Aufsatz bekomme ich Medikamente, aber ich nehme sie nicht. Weil der Aufsatz nämlich nicht krank ist. Der Aufsatz ist für einen Kurzgeschichtenwettbewerb, höchstens fünf Seiten lang. Meiner hat nur eine Seite, aber das ist nicht das Problem. Das Problem sind die Löcher. Die Löcher sind nämlich öfter das Problem, als man denkt. Bei dem Wettbewerb kann man eine Lesung gewinnen und ein Taschengeld. Ich mag gerne vorlesen und ich mag auch Taschengeld, aber gewonnen hat trotzdem ein anderer. Der Aufsatz hat ein Thema, weil Aufsätze immer ein Thema haben, und das Thema heißt: *Glück*. Einfach nur: *Glück*. Wie blöd ist das denn. Ich meine, dann kann man ein Buch auch einfach nur *Blubb* nennen. Oder *Einstein*. Für Glück bin ich womöglich nicht ganz der Richtige, aber auch Unglück ist eine Form von Glück. Eine verunglückte nämlich.

Ich kann meinen Aufsatz auswendig, wie ihr gleich hören werdet: *Ewiger Schmerz. Als Papa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwacht, findet er seinen Kopf zu einem leeren Loch verwandelt. Er liegt auf seinem harten Rücken und sieht, wenn er den Kopf ein wenig hebt, durch das gewölbte Loch hindurch, auf dem sich die Haare, zum morgendlichen Waschen bereit, kaum noch halten können. Seine vielen, im Vergleich zu seiner sonstigen Klugheit kläglich dummen Fragen tanzen ihm hilflos vor den Augen. Was ist mit mir geschehen, denkt er. Es ist kein Traum. Sein Körper, ein richtiger, nur etwas zu unlebendiger Menschenkörper, liegt ruhig auf dem wohlbekanntem Fußboden. An der Wand, in die das Loch eingedrungen ist, welches die Fragen durch seinen Kopf gefragt haben – Fragen fragen Löcher in den Kopf, nicht etwa in den Bauch – hängt das picassierte Bild,*

*das sein Sohn vor kurzem aus einer illustrierten Zeitschrift ausgeschnitten und in einem hübschen, nicht echt vergoldeten Rahmen untergebracht hat. Es stellt eine sehr nackte Frau dar, die mit in den Himmel gerichteten Augen, in der Landschaft liegt und einen dunklen Stier, der sich ihrer bemächtigt. Papas Blick geht in das Nichts, in dem er jetzt ist – man hört nur noch die Fragen auf seiner Nase tanzen – was ihn und alles noch nichtiger macht. Wie wäre es, wenn ich wieder ein wenig lebendig wäre, fragt er sich, aber das ist gänzlich undurchführbar, denn er ist es gewohnt, Antworten zu finden, findet sie aber in seinem gegenwärtigen Zustand nicht. Mit welchen Gedanken er sich auch gegen die Fragen stellt, immer wieder fällt er ins Nichts zurück. Er versucht es wohl hundertmal, schließt die Augen, um die zappelnden Fragen nicht sehen zu müssen, und lässt erst ab, als er in seinem Herzen einen noch nie gefühlten, ewigen Schmerz zu fühlen beginnt. Ach je, denkt Papa zuletzt, hätte ich nicht etwas Glück verdient. Ja, sagt sein Sohn, der gerne das Glück gewesen wäre, aber da ist es schon zu spät.*

Jetzt muss ich aber unbedingt etwas essen.

## 4. Schlaf gut, Einstein

Im Wald findet man immer etwas für den kleinen Hunger zwischendurch. Aber mein Hunger ist groß, so groß, dass er mittlerweile den ganzen Bauch ausfüllt. Wenn das so weiter geht, werde ich der Hunger persönlich werden. Guten Tag, Herr Hunger. Guten Tag, Einstein, wann kommt denn endlich das verdammte Essen. Verdammt, sagt man nicht. Scheiß drauf, sagt der Hunger.

Einmal habe ich eine Geschäftsidee, die auch mit Hunger zu tun hat. Besser gesagt mit Essen. Es gibt ja Pommesbuden und Dönerbuden und Fischbuden. Was es aber nicht gibt und doch unbedingt geben sollte, sind Nudeln-mit-Pesto-Buden. Ich jedenfalls würde ganz oft zum Essen herkommen.

Der Wald ist jetzt zu Ende, tschüss Wald, aber das heißt nicht, dass hier voll der Ort ist. Ich sehe höchstens zwei Häuser und das reicht nicht einmal für eine Ortschaft. Manchmal frage ich mich, wer sich das alles ausgedacht hat. Ihr könnt jetzt meinetwegen *Gott* sagen, ja schiebt ruhig alles auf euren Gott. Bloß glauben tue ich euch das sowieso nicht. Gott ist tot, sagt Nietzsche, aber ich glaube, Gott ist bloß eure Erfindung gegen die Angst. Mich jedenfalls wiegt ihr damit nicht in Sicherheit.

Das eine Haus ist näher als das andere, deshalb nehme ich lieber das eine. Ich schätze, ich bin jetzt auf dem Land. Bestimmt ist es ein Landhaus. Nein, in der Nähe des Hauses sind Kühe, sie grasen, was sonst, also ist es ein Bauernhof. Der Bauer fährt mit seinem Trecker über das Feld und mäht alles um, was ihm in die Quere kommt. Ich winke, damit er mich abholt, aber er sieht mich nicht. Der Weg ist ganz schön weit, wenn der Weg nicht das Ziel ist. Endlich habe ich es geschafft und drücke auf